

Warum?

Gut gelaunt und wider besseres Wissen wachte ich nach einer geplanten Operation aus der Narkose voller Hoffnungen und mit vielen Erwartungen in meinem Einzelzimmer im Belegkrankenhaus meines behandelnden Operateurs auf.

Hätte ich eine Ahnung gehabt, dass sich an diesem verhängnisvollen Donnerstag mein bisheriges Leben durch diesen großen chirurgischen Eingriff für immer komplett verändern würde, dann ... Doch vielleicht sollte ich mich erst einmal vorstellen:

Mein Name ist Bärbel. Ich bin, wie man an meinem Vornamen unschwer erkennen kann, weiblich. Bin einen Meter fünfundsechzig groß und vierundfünfzig Kilo schwer. 1961 - in dem Jahr des Mauerbaus zwischen den drei Westsektoren Berlins und dem Ostteil der Stadt wurde ich im Wonnemonat Mai in einem Vorort von Wuppertal geboren. Ich bin von Natur aus und immer noch dunkelhaarig, habe grüne Augen und bin seit über drei Jahrzehnten mit meiner großen Jugendliebe verheiratet. Diesen Mann würde ich auch nach all den Jahren nicht hergeben wollen – sprich: ich bin glücklich verheiratet. Ich habe zwei erwachsene Söhne. Diese sind, wie sollte es anders sein, selbstverständlich wohlgeraten. Der Traum aller Eltern und künftigen Schwiegereltern. Ferner bin ich die stolze Besitzerin eines riesigen Aquariums und einer frei laufenden griechischen Landschildkröte, und last, but not least will ich einen weiteren Familienangehörigen, meinen zwei Jahre alten Australian Kelpie, in meiner Aufzählung nicht unerwähnt lassen.

Mit meiner kleinen, bunten Familie lebe ich in einem mittelgroßen Kuhdorf in Schleswig-Holstein, und bevor ich krank wurde, war ich beruflich sehr erfolgreich. Bei Licht besehen war ich ein Workaholic. Fünfzig, sechzig Arbeitsstunden in der Woche stellten für mich kein Problem dar. Mein großer Arbeitseinsatz wurde zu meinem Glück seitens meines Arbeitgebers monatlich großzügig belohnt. Unter anderem mit einem angemessenen Gehalt und einer schicken deutschen Nobelkarosse der oberen Mittelklasse als Firmenwagen. Selbstverständlich stand mir der Wagen für meine *private Nutzung*, für das vorschriftsmäßig zu versteuernde Geld, zur Verfügung. Ferner war ich ausgerüstet mit einem Blackberry, einem Laptop und allem, was sonst noch im mittleren Management benötigt wird, um sein Rundum-Sorglos-Paket abzurunden. Lange Rede, kurzer Sinn: ich war angekommen. War angekommen in meinem Leben, in meinem Beruf. Ich fühlte mich wohl. Es ging mir gut. Das Schicksal hatte es bisher bis auf einige wenige Ausnahmen gut mit mir gemeint. Mein Credo war und ist:

Mitleid wird dir geschenkt. Neid musst du dir erarbeiten.

Nach Aussagen meiner Mitmenschen gelte ich als relativ attraktiv, dies liegt natürlich wie immer im Leben im Auge des Betrachters. Manche, zum Beispiel mein Mann, tragen eben auch Scheuklappen. Andererseits kann ich tatsächlich an einigen Tagen im Jahr ganz gut mit meinem Äußeren leben.

Zurück zu dem folgenschweren Tag.

An dem besagten Donnerstag im Sommermonat Juli des Jahres 2010 fiel ich einem Ärztepufsch zum Opfer. Seither leide ich unter anderem an akuten Schlafstörungen, diversen Ängsten und einem schweren Trauma. Zu meinem Leidwesen habe ich in den zweieinhalb Jahren nach dem Pufsch elf Operationen über mich ergehen lassen müssen. Davon sieben auf einen Streich. Die chirurgischen Eingriffe mussten nach zwei geplanten Operationen, einer guten ersten und dieser misslungenen zweiten, an deren Folgen ich im Juli 2010 fast gestorben wäre, durchgeführt werden, um mein Leben zu retten. Des Weiteren, um im ersten Schritt mein Bein zu erhalten und im zweiten Schritt noch gravierendere weitere Schäden an meinem rechten Bein zu vermeiden. Diese chirurgischen Meisterleistungen haben mir schmerzhaft vor Augen geführt, dass meine Existenz, mein Dasein, tatsächlich endlich ist.

Rückblickend würde ich sagen: Meine Zeit war noch nicht reif. Ich bin dem Sensenmann tatsächlich noch entkommen. Habe das große Glück gehabt, meinem Schicksal noch einmal ein Schnippchen schlagen zu dürfen.

Was war geschehen? Die Operationsstelle an meinem rechten Knie wurde unter einer im Jahr 2010 gut geplanten Operation mit einem Fäkalbakterium infiziert. Die infizierte Stelle an meinem Bein verwesete lediglich eine Woche nach dem schweren Eingriff an meinem lebendigen Leib. Des Weiteren war es dem Operateur, diesem Scharlatan, diesem Orthopäden, wie er sich gern tituliert, in dem zweiten Eingriff gekonnt gelungen, dauerhaft meinen rechten Fußheber außer Kraft zu setzen. Damit nicht genug. Es waren dem Herrn Oberarzt mit seinen zwei linken Händen noch diverse weitere Kleinigkeiten zum Abbau meiner Leistungsfähigkeit äußerst erfolgreich geglückt.

Ein weiterer nicht wiedergutzumachender Fauxpas: Nach meiner Krankenhausentlassung und meinem lediglich zwei Tage späteren Akutbesuch in der Praxis dieses feinen Herrn Doktors erfolgte in einer oberflächlichen Untersuchung eine temporeiche Diagnose. Lediglich ein Blick auf meine stinkende, nässende Wunde genügte dem Weißkittelträger, um meinen an ihn gesandten Hilferuf komplett genervt mit: „Alles halb so schlimm“ zu kommentieren. Dieser Befund hatte für mich folgenschwere Konsequenzen. Lediglich fünf Minuten nach meinem Eintreffen entließ mich mein Heilkundiger mit einem warmen Händedruck und einem gekünstelten Lächeln in die Obhut meines im Wartezimmer wartenden Mannes.

Drei weitere qualvolle Tage später: Ein verzweifelter Besuch und die Bitte um Erlösung von meinen qualvollen Schmerzen bei einem Arzt meines Vertrauens folgten. Der Arzt diagnostizierte eine Sepsis. Er veranlasste nach einer eingehenden Untersuchung meine umgehende Einlieferung ins Krankenhaus. Abteilung Chirurgie. In dieser halb tot angekommen, folgten viele Notoperationen. Diese änderten leider nichts an der Tatsache, dass ich viel zu viele Tage zu spät Hilfe bekam. Es sind irreparable Schäden geblieben. Einige auffällige, andere eher unauffällige.

Unter anderem zierte mein rechtes Bein nunmehr eine unschöne zweiundzwanzig Zentimeter lange Narbe vom Knie abwärts. Infolge des Pfuschs habe ich bleibende - deutlich sichtbare und weniger sichtbare - Schäden sowohl an meinem nunmehr sehr kranken Bein als auch an meiner Seele zurückbehalten.

Immerhin habe ich durch die schnelle Hilfe meiner Ärzteschaft mein Bein behalten dürfen. Dies war am Anfang des Operationsmarathons nicht selbstverständlich.

Durch meinen Glücksgriff bei der Wahl meines zweiten Operateurs hatte Fortuna großzügig einen großen Kübel Segen über mich ausgeschüttet.

Schade eigentlich: So verunziert konnte ich eine erfolgreiche Karriere - ach, was sage ich - konnte ich überhaupt eine Karriere in der Modebranche als Strumpfmödel unabhängig von meinem für ein Modell exorbitant hohen Alter vergessen. Was bleibt, ist die Tatsache, dass mich die Fehldiagnose seitens meines ersten Operateurs fast das Leben gekostet hätte.

Die Regenerationszeit nach der Operation verlief schleppend. Entlassen wurde ich im Rollstuhl. Kämpfte mich aus diesem mithilfe meines immer an meiner Seite stehenden Mannes und zweier Gehhilfen unter größten Kraftanstrengungen heraus. Meine beiden orthopädischen Stöcke waren über ein Dreivierteljahr, ganze neun Monate, meine ständigen Begleiter - bis ich achtzehn Monate später wieder gehen konnte. Ohne fremde Hilfe und Unterstützung. Na ja, fast ohne Hilfe. Eine Fußheberschiene zur aktiven Unterstützung meiner Fußheberlähmung benötige ich bis zum Ende meiner Tage. Mithilfe der Orthese kann ich mich nun, trotz meines Handicaps, wieder relativ frei bewegen.

Es gab viele dunkle Tage in den zurückliegenden Monaten. Mich plagten seit den vielen Operationen immer wieder Suizidgedanken. Gehbehindert und aller Zukunftspläne beraubt,

wollte und konnte ich nicht weiterleben. Ich dachte nur an mich. Nicht an meine Kinder. Nicht an meinen Mann. Ich war am Boden zerstört. Ich begab mich auf der Suche nach Hilfe zur Selbsthilfe in die vertrauenswürdigen Hände einer Psychologin. Diese wollte mich offensichtlich schnell wieder aus ihrem Radius und ihrer Verantwortlichkeit entlassen. Sie wollte mich mit Psychopharmaka ruhigstellen. Ich verweigerte ihr aus Mangel an Vertrauen in ihre psychologischen Fähigkeiten die weitere Zusammenarbeit.

Es wunderte mich daher nicht, dass nach einer gewissen, durchaus angemessenen Auszeit die netten, für meine Person zuständigen Sachbearbeiter meiner Rentenversicherungsanstalt mir aufgrund meiner ernstesten Erkrankungen eine schriftliche Einladung zu einer gründlichen Untersuchung zukommen ließen. Ich sollte mich doch bitte in dem Wasserschlösschen zur lockeren Schraube in Bad Kleeblatt persönlich vorstellen. Wenn möglich auch gerne für einige Wochen einchecken. Die in der Institution für psychosomatisch Erkrankte arbeitenden Therapeuten und Ärzte sollten während meiner verlängerten Besuchszeit in dem Wasserschlösschen zur lockeren Schraube über meinen weiteren Weg zurück ins Arbeits- und Berufsleben entscheiden. Nun hatte und habe ich immer noch große Schwierigkeiten damit, mich sowohl mit meiner neuen Lebenssituation abzufinden, als mich auch in dieser komplett neuen Welt zurechtzufinden. Trotz professioneller Hilfe von außen. Daher muss ich fairerweise sagen, dass ich davon ausging, dass der Aufenthalt in der Institution mir auf alle Fälle helfen würde, besser mit meiner jetzigen Situation umzugehen. Ich hielt ihn für eine gute Möglichkeit, die Vorkommnisse aufzuarbeiten. Eine Einsicht, die jedoch in keiner Weise dazu beitrug, meine innere Gegenwehr, meine Vorbehalte und meine riesengroße Ablehnung gegen eine psychosomatische Reha abzubauen.

Die Krankheit, die in den zurückliegenden Jahren mein Leben bestimmte und bis zu meinem Lebensende weiterhin bestimmen wird, hat große Auswirkungen auf mich, auf mein Selbst und auf die Menschen in meiner näheren Umgebung.

Als ich mich nun an dem Tag der Abreise, einem Dienstag, von meiner Familie und meiner gewohnten Umgebung trennen musste, um meine Reise ins Unbekannte anzutreten, war dieses Unterfangen mit erheblichen Bedenken meinerseits verbunden. Meine Vorbehalte gegen diese Kur oder auch Reha, ganz wie man es nennen möchte, waren sehr groß. Letztlich ging es bei mir sogar so weit, dass ich außer meiner Familie nur noch meiner besten Freundin erzählt hatte, in welcher Rehaeinrichtung ich für die nächsten Wochen zu Gast sein würde. Ich nahm an, dass Außenstehende die Situation nicht richtig einschätzen konnten und mich plötzlich als einfältig, verdreht, irre, oder - noch schlimmer - geistesgestört ansehen würden. Dies wollte ich um jeden Preis vermeiden. So redete ich mir während meiner Ankunft in dem Wasserschlösschen zur lockeren Schraube und des Weiteren auch in den folgenden Wochen meines Aufenthaltes gut zu: *Jetzt bin ich einmal hier, jetzt ziehe ich die Angelegenheit auch durch.*

Meine Überzeugung war und ist übrigens immer noch: Alles wird gut. Ich glaubte und glaube an die selbsterfüllende Prophezeiung. In vielen Momenten jedoch haben sich meine Vorurteile und meine Vorbehalte bestätigt oder noch verstärkt.

Ich muss allerdings zugeben, dass ich nach einigen Wochen als Gast in der Institution für psychosomatische Erkrankungen auch erkannt habe, dass in dieser durchaus professionelle Hilfestellungen für die weitere Bewältigung des Lebens mit all seinen Höhen und Tiefen gegeben werden konnten. Wir, die Patienten, mussten uns nur auf die Therapien und Therapeuten einlassen. Das sind jedenfalls meine Erkenntnisse, die ich in der Zeit meines Aufenthaltes in der Reha gewonnen habe.

Die Therapeuten waren tatsächlich sehr einfühlsam, waren sehr um das Wohlergehen aller Patienten bemüht und versuchten, unsere gefühlten oder auch realen Probleme aufzunehmen und mit dem jeweiligen Patienten aufzuarbeiten. Sie konnten uns unsere seelische Last natürlich nicht abnehmen. Konnten unsere Schwierigkeiten nicht in Luft auflösen. Doch durch die Gespräche mit den Therapeuten hatte man das Gefühl, schon auf einem guten Weg, auf dem richtigen Pfad zu sein. Es fühlte sich richtig und gut an, wenn man herausfand, woher der Wind

wehte. Wenn man in den Einzel- und Gruppengesprächen für sich feststellte: *Ich bin nicht alleine mit meinen negativen Gedanken.*

Es fühlte sich großartig an, als uns Erkrankten ein ausgetüftelter Plan zur Unterstützung, als Krücke sozusagen, an die Hand gegeben wurde. Alles braucht seine Zeit.

Gras wächst ja auch nicht schneller, wenn man daran zieht, wie schon ein afrikanisches Sprichwort sagt.

Ich blieb bis zum letzten Tag meiner psychosomatischen Reha eine interessierte Beobachterin.

